



Pelicot-Lesung in Hamburg mit der Schauspielerin Maria Furtwängler.

Fortsetzung von Seite 47

Womit wir bei Epstein wären, über den auch in Hamburg an der Buchpremiere mehrfach getuschelt wird. «Erst die Pelicot und jetzt dieser Epstein», sagt eine junge Frau mit regenbogenbunten Fingernägeln zu ihrem Begleiter vor der Weintheke, der nur den Kopf schüttelt.

Die beiden Fälle vereint, abgesehen von der monströsen Gewalt, dass es sowohl bei Dominique Pelicot als auch bei Epsteins Kinderschänder-Ring die weiblichen Opfer waren, die das Schweigen brachen. Manche von ihnen, wie Virginia Giuffre, bezahlten das mit ihrem Leben.

Und es ist das fehlende Rückgrat der Täter, die Banalität ihrer Lügen, die Infantilität ihrer Ausreden, mit denen sie von ihrer Verantwortung ablenken, die die Straftaten wie ein rotes Band miteinander verknüpfen: Nur dass es sich im Fall von Epstein nicht mehr um Bäcker oder Provinzbeamte handelt, sondern um mächtige Männer wie Andrew Mountbatten-Windsor, die alle nichts gewusst haben wollen.

«Das Patriarchat war feige und banal», schreibt Gisèle Pelicot in ihrem Buch zum Abschluss ihres Prozesses. Es trifft auch auf Epstein zu.

Zwei Tage nach ihrem Auftritt in Hamburg steht sie in München auf der Bühne des Residenztheaters, ein Donnerstagabend. Gisèle Pelicot ist elegant wie immer, trägt einen blauen Anzug, ein weisses Hemd. Standing Ovation, noch bevor sie zu sprechen beginnt. Ein auffallend junges Publikum, gefühlt jede zweite hat einen Podcast und führt Interviews mit kleinen Steckmikrofonen. Eigentlich hätte die Schauspielerin Sandra Hüller ein paar Kapitel aus Pelicots Buch lesen sollen, aber die ist auf Promo in Hollywood.

Aus Trümmern wieder aufstehen

Woher sie die Kraft nehme, wird Pelicot gefragt. Das Buch erscheint gleichzeitig in 22 Sprachen. All die Interviews. All die Auftritte. Ob sie sich nicht lieber zurückzüge oder spazieren gehe? «Wer Opfer ist, ist nicht schuldig», antwortet Pelicot leise, aber umso eindringlicher. «Man muss darüber sprechen. Sich Hilfe holen. Sich wehren.» Sie habe keine Erinnerungen an die Taten, weil sie sediert wurde. Auf den Videos «von Herrn Pelicot», wie sie ihren Ex-Mann nennt, sah sie sich als «tote Frau», als Puppe, die schnarchte, während fremde Männer wieder und wieder in sie eindringen.

Vielleicht hätte sie es nie geschafft, über all das zu reden, wäre sie bei Bewusstsein gewesen. «Wir bestehen aus unseren Erinnerungen», sagt Pelicot, deshalb sei ihr Mann für sie auch kein Monster, wie ihn die Medien bezeichnen. «Wir haben drei Kinder. Sieben Enkel.» Sie habe seine perverse und gewalttätige Seite nicht gekannt, nur die, die hinreissend war. «Indem ich sage, dass wir sehr lange sehr glücklich waren, rette ich nicht ihn. Sondern mich.»

Sie müsse die radikalen Feministinnen vielleicht enttäuschen. Alles, was sie immer wollte, war eine Familie, eine glückliche Ehe, ein bescheidenes Heim. «Mein kleines Leben», nennt sie es in ihrem lesenswerten Buch, das weder den Prozess noch die abscheulichen Taten in den Mittelpunkt stellt, sondern ihre durch den Krieg geprägte Kindheit, die ärmlichen Verhältnisse in der französischen Provinz und den Krebstod der Mutter, da war sie gerade einmal neun Jahre alt.

Pelicot verwebt ihre Biografie mit der Beschreibung der unteren Mittelschicht, der sie mithilfe ihres Gatten und späteren Vergewaltigers zu entkommen versucht, zu einer Erzählung über ein französisches Frauenleben im Speckgürtel von Paris: die erste eigene Wohnung, kreditfinanzierte Möbel, kleinbürgerliche Träume zwischen Supermarktparkplatz und Familienferien im Robinson-Klub.

Der frühe Verlust der Mutter war traumatisierend und prägend. Sowohl Pelicots Bruder, der in Depressionen versank, als auch ihr Vater, der zwar erneut heiratete, aber unglücklich war und ein Leben lang dem Schweigen verfiel (auch er), gingen an der Trauer zugrunde. «Mir konnte nichts Schlimmeres mehr widerfahren. Nichts würde mich jemals brechen können», schreibt Pelicot in ihren Memoiren. «Ich wollte glücklich sein, nicht nur tapfer, auch glücklich. So würde ich meine Mutter in Ehren halten.»

Alles schien gut, bis alles zerbrach an jenem Tag, als die Polizei auf Dominique Pelicots Computer den Ordner namens «Missbrauch» anklickte. «Meine Resilienz habe ich von meiner Mutter geerbt», sagt Pelicot in München am Ende des Gesprächs. «Ich bin schon einmal als Kind aus Trümmern wieder aufgestanden, und ich tat es jetzt erneut: Man kann sein Leben ändern, kann eine neue Liebe finden, auch nach einer Erfahrung wie meiner. Es ist meine einzige Botschaft.»

Und die gilt es, in die Welt zu tragen. Nach ihren beiden Auftritten in Deutschland fahre sie nach Spanien, wo sie weitere Lesungen halten und ihre Geschichte erzählen werde. «Mit sechzehn habe ich mir nächtelang den Kopf zerbrochen, was meine grosse Aufgabe im Leben sei», sagt Pelicot zum Abschluss. Sie wolle nicht als Opfer gesehen werden, und sie empfinde sich auch nicht als Ikone. «Vielleicht habe ich nur die Aufgabe erfüllt, die ich mit sechzehn so verzweifelt gesucht hatte.»

Dann geht das Licht an, das Publikum erhebt sich. Gerötete Augen. Taschentücher. Als der Applaus versiegt, steht Pelicot am Rand der Bühne, die Zuschauerinnen und Zuschauer starren sie an, als warteten sie auf ein letztes Wort. Sie bedankt sich, dass man ihr zuhörte. Und als ihr die Moderatorin den Arm in die Höhe reckt zum Sieg, wie beim Sport, scheint ihr das unangenehm. Und unangebracht. «Ich will nicht wissen, wie viele der Frauen, die heute hier im Saal waren, schon einmal vergewaltigt worden sind», sagt eine ältere Dame im Foyer am Ende der Lesung. Sie hilft ihrem Mann in den Mantel, der sagt nichts. Gemeinsam treten sie hinaus in die kalte Münchner Nacht.

«Humor schafft Vertrauen»

Johannes Schröder, ehemaliger Gymnasiallehrer für Deutsch und Englisch, füllt die Hallen mit Comedy über die Schule. Hier spricht er über die Verirrungen des Bildungswesens, «Wilhelm Tell» in einfacher Sprache und die erstaunliche Kraft des Lachens.

Interview: Peer Teuwsen (Text), Karin Hofer (Bild)

Es dauerte Monate, einen Gesprächstermin mit dem lustigsten Lehrer Deutschlands zu bekommen. Der Mann, der bis 2014 zehn Jahre lang an einem Gymnasium in Offenburg unterrichtet hat, ist als Comedian immer unterwegs. Seit seinem ersten Soloprogramm «World of Lehrkraft – Ein Trauma geht in Erfüllung» begeistert er die Massen, die vor allem aus Lehrern und Schülern bestehen. «Herr Schröder» zeigt, dass Schule zum Brüllen lustig sein kann.

Jetzt ist er da, ein Mann mit Föhnfrisur, Bundfaltenhosen und kleinem Wohlstandsbäuchlein, eingeflogen aus Berlin, wo er am Abend vorher einen Fernsehauftritt hatte. Nach dem Gespräch wird er noch seinen Bruder besuchen, der seit langem in Zürich lebt. Am 19. und 20. März tritt «Herr Schröder» in Zürich und in Bern auf. Beide Vorstellungen sind seit langem ausverkauft.

NZZ AM SONNTAG: *Herr Schröder, wann wussten Sie, dass der Lehrer für Sie komödiantisches Potenzial hat?*

JOHANNES SCHRÖDER: Das wusste ich in dem Moment, als ich das Lehrerzimmer betreten habe, das geheimnisvollste Zimmer nach dem Bernsteinzimmer. Humor ist ja immer und überall, im Krankenhaus, in einem Bankgebäude, sogar hier in der NZZ.

Aber Sie sind ja wohl nicht Lehrer geworden, um in der Schule zu lachen.

Nein, ich wollte erst einmal als Lehrer genügen, die Schüler erreichen und ein wertiger Kollege sein. Aber ich habe viel mit den Schülern gelacht. Wenn du einmal mit den Schülern gelacht hast, lässt sich viel leichter über die Erzählperspektive von «Effi Briest» sprechen. Humor schafft Vertrauen, weil Humor nicht kontrollierbar ist, man bricht die Selbstkontrolle. Humor war immer meine Lösung, ja, meine Rettung, dadurch konnte ich andere Defizite verbergen. Wenn ich mit Disziplin nicht weiterkam, wählte ich den Ausweg des Humors, vielleicht war das auch manchmal zu viel. Ich habe aber nie auf Kosten der Schüler gelacht.

Hatten Sie Angst vor der eigenen Autorität?

Ja, die natürliche Autorität, das war der gestrenge Herr Lefringhausen, Geschichte, Latein, der aussah wie sein eigenes Denkmal. Das Strengsein mussten andere für mich erledigen, das war letztlich wohl auch nicht richtig.

Comedian war Ihre «Rettungsgasse aus dem Papierstau des Lebens». Warum lachen Sie?

Ich sollte nicht über meine eigenen Witze lachen, ich weiss. Im Ernst: Ich konnte die Schüler motivieren, deshalb bin ich Lehrer geworden. Aber ich hatte den tiefen Wunsch, dass ich nicht noch mit 50 durch die Korridore der Schule schlurfe, dass ich meinen Lebenslauf nochmals aufbreche.

Deshalb sind Sie 2014 nach Toronto, um Comedy zu machen. Was haben Sie mit dieser Entscheidung gewonnen?

Da habe ich erstmals wirklich Mut bewiesen im Leben. Der nächste Mut-Moment war es dann, dieses Bühnenerlebnis, das ich in Kanada hatte, in Berlin, vor der eigenen Haustüre, auf die Probe zu stellen. Dieser Mut, er ist mir noch heute, jeden Abend, bevor ich auf eine Bühne trete, Antrieb, dem Publikum einen Denkanstoss zu geben.

Und was haben Sie verloren?

Ich habe die unmittelbare Auseinandersetzung mit den Schülern verloren, mein regelmässiges Leben, Gewissheiten im Alltag, Heimat, einen geschützten Raum. Ich war sehr rastlos die letzten Jahre, die ich fast nur im Zug verbracht habe.

Es gibt ja nicht den einen Lehrer. Gibt es aber Eigenschaften, die alle Lehrerinnen und Lehrer gemein haben?

Alle Lehrer wollen auf irgendeine Weise die Schüler verstehen, zu ihnen vordringen. Vielleicht haben auch alle Lehrer den Drang, etwas bei der Schülerschaft zu hinterlassen. Und alle Lehrer haben eine Form von Idealismus, sie müssen ihn haben, da es ja als Lehrer keine Karriereleiter zu erklimmen gibt.

Ist in diesem Idealismus ein verbindendes Defizit schon angelegt?

Das ist das pädagogische Dilemma: Du musst involviert sein, du musst stark empfinden, sonst erreichst du die Schüler nie. Aber in genau diesem Moment ist die Möglichkeit sehr gross, fundamental enttäuscht zu werden. Das lässt sich durch keine Ausbildung danken. Als Lehrer darf man nie auf das grosse Dankeschön warten. Es wird wahrscheinlich kommen, aber vielleicht Jahre später und in ganz anderer Form als erwartet: «Ihr Unterricht war recht stabil, Herr Schröder.» Wer aber auf den grossen Dank wartet, der läuft Gefahr, frustriert zu werden.

Das war ein Grund, wieso Sie das Klassenzimmer verlassen haben.

Anzeige

MI 4
DO 5
MÄRZ
2026

19.30 UHR

KKL
LUZERN
KONZERT-
SAAL



VON VENEDIG NACH PRAG
MEISTERWERKE MIT
GIOVANNI ANTONINI &
FATMA SAID

Luzerner Sinfonieorchester
Giovanni Antonini, Leitung
Fatma Said, Sopran

Info & Tickets
sinfonieorchester.ch
karten@sinfonieorchester.ch
041 226 05 15

LUZERNER
SINFONIEORCHESTER
1805
RESIDENZORCHESTER KKL LUZERN



KARIN HOEPER / NZZ

«Als Lehrer darf man nie auf das grosse Dankeschön warten», sagt der Comedian Johannes Schröder.

Die ständige Benennung von Defiziten, die leider doch sehr stark im Lehrerzimmer vorkommt, war ein Grund, warum ich gegangen bin. Der Fokus auf das, was ein Schüler nicht kann, ist leider schärfer als der Blick auf das, was er kann.

Dann muss man aufhören, sonst beginnt man, die Schüler zu hassen.

Das wäre das Äusserste. Aber generell muss man sich «entscheiden», die Kinder zu mögen. Man kann sich immer wieder aufs Neue entscheiden, die Klinke zum Klassenzimmer niederzudrücken mit der Grundhaltung der Freude auf die, die da vor einem sitzen. Nicht immer leicht, aber möglich.

Ihr Wort in Gottes Ohr. Aber die Qualität der Schülerschaft ist doch gesunken.

Schauen wir doch, unter welchen Bedingungen die Jugendlichen, die vor uns sitzen, heute aufwachsen. Sie kommen nicht mehr aus geordneten Familienverhältnissen. Das war vor zehn Jahren anders. Von meinen bis zu 33 Sechstklässlern in Offenburg gab es vielleicht drei bis fünf Schüler, wo wir im Hinterkopf hatten: Hier müssen wir genau hinschauen. Bei dem haben sich die Eltern gerade getrennt. Der Junge hat ADS, der kann sich nicht beruhigen. Und der ist gerade als Russlanddeutscher angekommen und kämpft mit der Sprache. Fünf Fälle bei drei- und dreissig Kindern. Heute ist es die Hälfte, die von der Norm, wie auch immer man das jetzt benennt, abweicht.

Weil wir aber auch sehr sensibel geworden sind.

Es sind alle so sensibel heute, die Schüler, die Lehrer, die Eltern. Das sind Spätfolgen von Corona, der sozialen Bedingungen und dieses riesige, riesige Feld der sozialen Netzwerke, die eine Wirkung auf die kleinen, jungen Gehirne

LEHRER UND COMEDIAN

Johannes Schröder, 1974 in Berlin geboren, hat in Freiburg im Breisgau Deutsch und Englisch im Lehramt studiert, um schliesslich als Gymnasiallehrer in Offenburg zu arbeiten, wo er auch die Theater-AG leitete. Seit 2017 tritt er sehr erfolgreich als Comedian auf. Mittlerweile ist er mit seinem dritten Soloprogramm «Der Rest ist Hausaufgabe» unterwegs.

haben, die wir gar nicht ermessen können. Ich bin ja selber seit fünf Jahren auf Tiktok und Instagram. Jetzt hänge ich selber an der digitalen Gebetskette, obwohl ich eine analoge Vergangenheit habe. Ich bin noch mit meinem Bruder bis nach Indien gefahren, ohne Navigationsgeräte. Und jetzt spüre ich selbst, was dieser Algorithmus mit mir macht.

Sie tragen das Handy am Gürtel. Wie eine Pistole im Halfter. Schussbereit.

Ja, ja. Ich schaue ein Video mit Hunden, die lustige Mützen tragen. Und schon kommen da 1000 weitere Videos, wo Hunde lustige Mützen tragen. Dann kommen schon die Hobby-Horsing-Weltmeisterschaften. Es folgen Videos mit sich überschlagenden Autos. Wie soll ein junges Gehirn das einordnen können? Und wie soll es sich danach auf das Hier und Jetzt konzentrieren? Wie soll es da noch einen längeren Text lesen? Diese Geduld, sie ist weg. Der Cornelsen-Verlag hat vor 20 Jahren die sogenannten Easy Reader rausgebracht. «Wilhelm Tell» in einfacher Sprache. Und in den letzten zehn Jahren sind die Hauptabnehmer dieser Easy Reader

Gymnasien geworden, weil sie sagen, damit kriegen wir die Schüler noch.

Ist das richtig?

Ich würde erst mal sagen, was das bedeutet. Da wird ein «Faust» und ein «Wilhelm Tell» heruntergedampft auf den puren Inhalt, als wäre Literatur nur Inhalt. Doch Literatur ist eben nicht nur zu wissen, dass Tell seinem Sohn den Apfel vom Kopf schießt. Es geht nicht um trockene Fakten, um Bullet-Points bei Literatur, sondern es geht um das Erlebnis.

Hat die Schule kapituliert?

Es ist eine Kapitulation, man sagt damit, Sprache sei ein Hindernis. Aber Sprache ist nicht das Hindernis, Sprache ist die Kunst. Es ist ein Unterschied, ob du jetzt das Klagelied von Gretchen «Meine Ruh ist hin / mein Herz ist schwer / ich finde sie nimmer und nimmermehr» als Inhaltsangabe verstehst oder ob du das Klagelied spürst.

Auf die abnehmende Konzentrationsfähigkeit hat die Schule mit einer Digitalisierungsflut reagiert.

Das ist des Wahnsinns. Die Schweden machen ja jetzt bei der Digitalisierung die Rolle rückwärts. Das können wir in Deutschland ja nicht, weil wir die Rolle vorwärts noch nicht abgeschlossen haben. Aus der Angst, abgehängt zu werden und etwas falsch zu machen, wurden die Schulen mit Tablets geflutet. Aber es ist natürlich noch kein Konzept dahinter, was jetzt diese Digitalität genau bedeutet. Trotzdem: Schule muss sich mit Digitalisierung, insbesondere mit KI, auseinandersetzen. Im Moment verlieren wir die Schüler an Chat-GPT. Unser Schulsystem war ja immer so ausgerichtet, dass die Schüler antworten sollen. Der berühmte Lückentext. Plötzlich können wir diese gesamten Antworten, diese gesamten Lücken sämtlicher Lückentexte dieser Welt mit einem Knopfdruck erledigen.

Was heisst das für die Schule, für den Lehrerberuf?

Das Einzige, was die KI nicht kann, ist, die Frage zu stellen. Der Paradigmenwechsel geht in die Richtung, dass die Schüler darin gestärkt werden müssen, nicht nur Antwortgeber zu sein, sondern Fragensteller zu werden. Die Frage ist die kognitiv höhere Leistung. Die ganze Philosophie besteht nur aus klugen Fragen.

Gleichzeitig werden die Naturwissenschaften gestärkt und die Geisteswissenschaften geschwächt, wo man das Fragen lernt.

Die Geisteswissenschaften fallen politisch runter, stimmt. Hier ist die Rolle rückwärts dringend nötig.

Es werden in der Schule fast nur noch und auch schon an der Uni immer häufiger gute Noten gegeben. Bekommt ein Student heute eine 5, dann fängt er an zu weinen, hat mir kürzlich ein Professor erzählt. Dabei heisst das «gut». Gut ist aber offenbar nicht mehr gut genug.

Oftmals ist hier die Scheu vor der Auseinandersetzung mit im Spiel. Eine schlechte Note musst du gut begründen. Je besser die Note, desto weniger Stress habe ich als Lehrer.

Sie selbst hatten einen Abiturschnitt von 3,0. Grottenschlecht.

Vor allem in Berlin.

Sie tragen das jetzt so wie eine Medaille vor sich her auf der Bühne.

Ich war nicht stolz drauf. Ich war schulisch ein Spätentwickler. Es gibt immer Gründe – vor

allem im familiären Kontext –, weshalb Schüler lange nicht in der Lage sind, bestimmte Leistungen abzurufen. Ich habe mich versteckt in der Schule, bin unter dem Radar gelaufen. Jetzt habe ich für diese Schüler umso mehr Verständnis.

Warum muss in Deutschland eigentlich fast jeder Abi machen?

Die Menschen denken, ohne Abi würden ihnen die Lebenschancen abgeschnitten. Es gibt eine Inflation, was die Abschlüsse angeht. Der Bachelor ist inzwischen nicht mehr als ein

besserer Abiturabschluss. Wenn du einen Schüler hörst, der Metzger, Tischler, Schreiner werden will, da kannst du dich freuen. Aber in der Welt der 1000 Millionen Möglichkeiten, die die Schüler auf ihren sozialen Netzwerken ja sehen, diese ganzen sich vergleichenden Lebensentwürfe, wer denkt da schon daran, Metzger, Tischler, Schreiner zu

werden? Das war zum Beispiel in der DDR anders. Da musste man neben dem Abitur noch einen anderen Beruf erlernen. Gregor Gysi war Rinderzüchter, der hat eine Rinderzüchterausbildung abgeschlossen. Schule ist heute rein kognitive Bildung. Wie das die Schüler freuen würde, wenn sie einen Stuhl herstellen könnten. Wir brauchen definitiv eine Abwendung vom Bildschirm.

Das Bildungswesen reagiert ganz anders auf diesen Zustand. Es hat in den letzten 10, 15 Jahren den Fächerkanon unglaublich ausgeweitet. Anstatt dass man etwas richtig macht, macht man alles ein bisschen.

Wir haben immer neue Fächer erfunden. Plötzlich gab es Soziales Lernen. Da lernt man, sich zu entschuldigen und höflich zu sein. Soziales Lernen ist aber immer und überall. Das darf kein Fach sein. Das ist eine Grundkompetenz.

Wenn man ganz ehrlich ist, gibt es nur eine Grundkompetenz. Und die ist Deutsch, mündlich wie schriftlich. Deutsch ist die Grundlage von allem. Man kann nicht Mathematik betreiben, ohne Deutsch zu können.

Das stimmt. Sprache ist der Stoff unserer Gedanken. So fein meine Sprache, so differenziert meine Gedanken. Die KI erlaubt es uns jetzt, Aufgabenstellungen, Texte, Klausurbögen immer weiter zu vereinfachen. Zu hoffen bleibt, dass unsere Gedanken nicht auch irgendwann aus weichgewaschener Maschinensprache und Bullet-Points bestehen.

Was macht Ihnen Mut?

In meinem Publikum sehe ich eine sehr engagierte junge Lehrerschaft, die sich da reinstürzen will. Ich kenne Schulleiter, die jeden Tag mit der Überlegung starten: Wie können wir den Lehrermangel irgendwie in den Griff kriegen? Mut macht mir die individuelle Lösungsfindung im pädagogischen Maschinenraum, der wirkungskräftiger ist als das «Kultusmysterium», das versucht, Sand ins Getriebe zu streuen, indem es ständig Diagnosen und Analysen erstellt. Aber vom Wiegen wird die Sau nicht fett.

Werden Sie je ins Glied zurücktreten und wieder Lehrer werden? So wie Sie jetzt sprechen, würde ich das nicht ausschliessen.

Ich bin eigentlich kein Showtyp. Ich will auch keiner sein. Ich will Sachen teilen. Inspirieren. Ich bin eher auf der Suche: Was könnte diesem jungen Achtklässler helfen? Wie erlebt er Social Media? Was könnte ihn begeistern? Was bewegt ihn? Deshalb gehe ich auf die Bühne und würde es überhaupt nicht ausschliessen, dass ich das auch mal wieder in einem Klassenzimmer mache.

FBM ENTERTAINMENT PRESENT THE STAGE ENTERTAINMENT PRODUCTION OF



THE ORIGINAL BY
TINA
TURNER!

★★★★★
METRO • DAILY MAIL • DAILY TELEGRAPH • DAILY EXPRESS

14.4. – 3.5.2026
Theater 11 Zürich

musical.ch **ticketcorner**

VERANSTALTER: FBM Entertainment
MEDIENPARTNER: Blick, Quick, Studio 100, Star, RTL
PARTNER: M&S